

**C·H·Beck**

**PAPERBACK**



Rupert Neudeck

**In uns allen  
steckt ein Flüchtling**

Ein Vermächtnis

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck, München 2016

Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Umschlagabbildung: © ullstein bild – Brigitte Friedrich

Umschlagentwurf: Nach einem Konzept von Kunst oder Reklame,  
München

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69920 7

*www.chbeck.de*

# Inhalt

Vorwort 7

## I

Unsere Flucht aus Danzig und  
das Flüchtlingsschiff *Wilhelm Gustloff* 13

## II

Den Boatpeople musste geholfen werden 33

## III

Flüchtlinge gibt es überall auf der Welt 79

## IV

Die Flüchtlinge kommen 109

## V

Gelingende Integration 141

Literatur 169



# I

## Unsere Flucht aus Danzig und das Flüchtlingsschiff *Wilhelm Gustloff*

Ende Januar 1945 rückte die Rote Armee weiter nach Westen vor, in Richtung Danzig, der Stadt, in der ich 1939 geboren wurde. Es blieb für alle nur noch die Flucht, und am besten und schnellsten schien das über die Ostsee möglich zu sein. Ich bekam von den historischen Veränderungen nicht sehr viel mit, schon gar nicht konnte ich einschätzen, was das für unsere Familie bedeutete. Ich war damals erst fünfeinhalb Jahre alt. Doch meine Mutter hatte den Verlauf des Zweiten Weltkriegs genau verfolgt, auch besaß sie den Rettungsinstinkt, über den Mütter anscheinend verfügen. Sie wusste, dass die Einnahme Danzigs bevorstand, obwohl viele um sie herum das nicht wahrhaben wollten. Sie hatte große Angst, denn sie hatte von den furchtbaren Gräueltaten gehört, von den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten. Dieser Ruf war ihnen vorausgeeilt.

Mit dem 30. Januar 1945 hörten jedoch meine Ahnungen auf und mein bewusstes Leben begann. Die Temperaturen waren verteufelt niedrig, und meine Mutter, Gertrud Neudeck, wirkte erschöpft, ihr waren die Strapazen der vergangenen Zeit anzumerken. Sie hatte viele Vorkehrungen für den Tag getroffen, an dem wir fliehen sollten, meine Schwester, meine zwei Brüder und ich. Und jetzt war er gekommen. Dick hatten wir uns alle eingepackt,

zudem trug jeder von uns ein paar Habseligkeiten, die unverzichtbar für uns waren, und dann ging es los. Von Danzig-Langfuhr aus, wo wir bislang unser Zuhause hatten, stiefelten wir bei Eiseskälte los, meist zu Fuß, manchmal hatten wir aber auch Glück und ein Fuhrwagen nahm uns ein kleines Stück mit. Ziel war Gdynia, das die Deutschen Gdingen nannten und die Nazis Gotenhafen. Es war ein Marsch von mehreren Stunden, und ich erinnere mich noch, dass wir schnell gehen mussten – wahrscheinlich taten wir das sogar automatisch, um die lausige Kälte nicht so stark zu spüren.

Endlich erreichten wir die Hafenanlagen von Gdingen, und schon von Weitem sah ich einen Onkel auf uns zulaufen. Als er bei uns war, sagte er völlig außer Atem zu meiner Mutter: «Mein Gott, Trudel, warum kommt ihr so spät, ich hatte doch Karten für dieses Schiff?» Mit «diesem Schiff» meinte er die *Wilhelm Gustloff*, die zwar noch am Pier lag, doch die Schlepper hielten sich schon bereit, um das Schiff in die Fahrrinne zu ziehen. Gleich würde es auslaufen, es war kurz nach zwölf Uhr mittags.

Später erfuhr ich, dass die *Wilhelm Gustloff* als luxuriöser Kreuzfahrtdampfer der Nazi-Organisation «Kraft durch Freude» (KdF) 1937 zu Wasser gelassen worden war, um Urlauber nach Madeira oder Norwegen zu schippern. Nach Ausbruch des Krieges wurde das Schiff zunächst als Lazarett und Verwundetentransporter benutzt, bevor es dann als Wohnschiff für eine U-Boot Lehrdivision in der Danziger Bucht lag. Jetzt hatte die *Gustloff* aber nicht nur verletzte Soldaten an Bord, sondern im Rahmen des Unternehmens «Hannibal» – bei der Militäranghörige und Zivilisten zusammen evakuiert wurden – auch fast 9000 Flüchtlinge, die mithilfe von 918 Offizieren und Besatzungsmitgliedern sowie 373 Marinehelferinnen nach Kiel gebracht werden sollten. Wir waren nun nicht unter

den unzähligen Flüchtlingen, wir hatten die Abfahrt verpasst.

Und so standen wir da am Hafen von Gdingen, eine Familie ohne Vater. Einen Vater gab es schon, doch Edmund Neudeck war als Wehrmachtsmeteorologe im äußersten Norden unterwegs, wo genau, das wussten wir nicht. Meine Mutter war allein mit uns vier Kindern, meine Schwester Ingrid war mit ihren zehn Jahren die Älteste, nach mir folgte Rainer, der zwei Jahre jünger war als ich, dann kam Veit mit anderthalb. Vor der Flucht hatte er schon stehen können, doch der lange Marsch bei Minustemperaturen hatte ihn so geschwächt, dass er nur noch in den Armen meiner Mutter lag, die Augen völlig verdreht.

Wir waren aber nicht die Einzigen, die das Schiff veräumt hatten oder gar nicht erst mitgenommen worden waren, weil es keinen Platz mehr auf der *Gustloff* gegeben hatte. Tausende Menschen sammelten sich in der Danziger Bucht, die alle auf ein Schiff wollten und somit raus aus der Hölle des furchtbarsten Krieges, den die Menschheit erlebt hat und den wir Deutsche zu verantworten haben.

Nach einigem Hin und Her wurden wir Neudecks auf ein Schiff gebracht, das normalerweise Kohlen als Frachtgut mit sich führte. Es war sehr primitiv, kein Vergleich zum Kreuzfahrtdampfer, aber wir älteren Kinder okkupierten es augenblicklich als Spielplatz und tollten im Bauch des Transporters herum. Ein Arzt warnte jedoch unsere Mutter: «Sie sollten wieder von Bord gehen. In der kommenden Nacht kann es minus 20 Grad werden, und das Schiff wird nicht geheizt. Es besteht die Gefahr, dass Sie und Ihre Kinder erfrieren.»

Meine Mutter entschied, das Schiff zu verlassen. Wir Kinder fanden das schade, denn uns hatte das Herumlaufen unter Deck gefallen. Wir schafften es, in einem See-

mannsheim unterzukommen, gerade noch rechtzeitig, bevor die Nacht hereinbrach. Als wir eintraten, umhüllte uns eine wohlige Wärme, die von einem böllernden Ofen herührte. Da erst merkten wir, wie durchgefroren wir waren. Herrlich, diese beißende Hitze. Wir erhielten etwas zu essen, legten uns auf Decken, alles schien unter den chaotischen Umständen einigermaßen friedlich abzulaufen.

Irgendwann aber schreckten wir auf, denn unter den Flüchtlingen im Seemannsheim war auf einmal Bewegung entstanden. Eine Nachricht über Funk hatte alle in Bestürzung versetzt: Es hieß, um 21:16 Uhr sei die *Gustloff* von drei Torpedos getroffen worden, abgefeuert von einem sowjetischen U-Boot. Das Schiff würde sinken, denn die Treffer hätten das Vorschiff und den Maschinenraum zerstört, Wasser sei eingedrungen. Jeder im Heim stellte sich die Panik vor, die an Bord ausgebrochen sein musste. Würden es überhaupt alle schaffen, in ein Rettungsboot zu gelangen? Keiner konnte sich das vorstellen, denn es war ja bekannt, dass das Schiff völlig überfüllt ausgelaufen war. Für viele Passagiere blieb wohl nur der Sprung in die eiskalte Ostsee übrig. Wie lange kann ein Mensch im extrem kalten Meer treiben?, überlegte ich. Ich sah Köpfe, die aus dem dunklen Meer herauslugten. Ich fror zunehmend, da half auch der böllernde Ofen nicht. Ähnlich zitterte ich wieder, als ich von den Boatpeople im Südchinesischen Meer vernahm, als die verzweifelten Flüchtlinge im Mittelmeer trieben, ohne Schwimmwesten, ohne Aussicht auf Rettung.

Schließlich sagte jemand, die *Gustloff* sei in den Fluten der Ostsee versunken. Eine schmerzhaft Stille machte sich breit. Ich hoffte, dass dennoch möglichst viele Menschen gerettet werden konnten, vielleicht waren Schiffe in der Nähe, die die im Wasser um ihr Leben kämpfenden Passagiere aufnehmen konnten. So war es auch, aber letztlich hatten nur 1252 Menschen überlebt, alle anderen waren

zusammen mit dem Schiff untergegangen. Wir Neudecks wären diesem schrecklichen Schicksal ebenfalls ausgeliefert gewesen, wären wir nur schneller vorwärtsgekommen.

Wenn ich im Januar 1945 auch noch sehr jung war, so war es ein Miterleben und Mitzittern in dem Seemannsheim, das mich fortan dazu brachte, mich wieder und wieder mit diesem Drama auseinanderzusetzen. Die Filme und Fernsehberichte, die ich mir über das Unglück anschaute, die Bücher, die ich dazu las, sie verstärkten nur das Gefühl eines nachträglichen Beteiligtseins. Das Schicksal der Flüchtlinge gehörte zu meinem Leben, und, ehrlich gesagt, ich wollte es auch gar nicht anders haben.

Vier Kapitäne hatten sich an Bord befunden, untereinander waren sie sich nicht einig gewesen, welche Route sie auf ihrer Fahrt nach Kiel wählen sollten, wobei allen klar war, dass sich sowjetische U-Boote in der Nähe befanden. Korvettenkapitän Wilhelm Zahn schlug flachere Gewässer vor, er war der Meinung, dass sich hier keine U-Boote hineinwagen würden. Am Ende entschied man sich jedoch für eine andere Strecke, für eine, die Kapitän Friedrich Petersen vorgegeben hatte. Nach seiner Order sollte die *Gustloff* durch tiefere Gewässer steuern, nördlich vorbei an der Stolpe-Bank, einer bekannten Untiefe in der Ostsee. Angesichts der Überladung durch die vielen Flüchtlinge sei das besser, so Petersen. In flacheren Gewässern könne das Schiff auf Grund laufen. Die beiden anderen Kapitäne waren junge «Fahrkapitäne», die der dreiundsechzigjährige Petersen an seine Seite genommen hatte, da er noch nie einen solchen Giganten wie die *Gustloff* manövriert hatte. Was sie zu dem Disput von Zahn und Petersen beizutragen hatten, ist nicht überliefert, denn ihre Ansichten zählten nicht wirklich.

Der dritte Offizier, so erfuhr ich bei meinen Recherchen über diese tragische Nacht, wollte sich um 21:11 Uhr ei-

nen Cognac in seiner Kabine gönnen. Ruhe war eingekehrt auf dem 20000-Tonnen-Schiff, dem bei seinem Stapellauf weltweit größten Kreuzfahrtschiff. Über 200 Meter war die *Gustloff* lang, an Bord gab es ein Schwimmbad und einen Kinosaal. Die meisten Passagiere hatten sich wohl mit dem Gedanken schlafen gelegt: Wenn wir aufwachen, sind wir dem Ziel unserer Flucht ein großes Stück näher gekommen. Sie werden sich, so überlegte ich, zum ersten Mal seit vielen Monaten sicher gefühlt haben. Heinz Schön, der damals auf der *Gustloff* die Flüchtlinge, so gut er konnte, registriert hatte, sollte später sagen: «Viele sollten nie mehr aufwachen. Der Tod hat sie im Schlaf überrascht.» Bei den Mittelmeer-Flüchtlingen ist es kaum anders gewesen, wenn sie denn auf den überfüllten Booten überhaupt haben schlafen können. Im Sitzen oder Stehen wird das kaum möglich gewesen sein.

Während der dritte Offizier sich nach dem Cognac sehnte, wollten sich Kapitän Petersen und Korvettenkapitän Zahn noch zu einer warmen Erbsensuppe in der Kabine des Ersten Offiziers zusammensetzen. Die *Gustloff* befand sich in der Nähe von Stolpmünde (Ustka) auf der Position 55 Grad 7,5 Nord und 17 Grad 42 Ost. Viel später würde ich auf der *Cap Anamur* die Bedeutung einer solchen Position verstehen lernen.

Begleitet wurde der KdF-Koloss von dem Torpedoboot *Löwe*, es sollte in einem Abstand von 400 Metern vorausfahren und auf U-Boote achten. Aber dessen Ortungsgerät war durch Vereisung ausgefallen.

Während Petersen und Zahn auf ihre Erbsensuppe warteten, wurden auf der Ostsee, nicht weit von der *Gustloff* entfernt, vier Torpedorohre des sowjetischen U-Boots *S-13* unter Kapitän Alexander Marinesko feuerbereit gemacht. Auf die Minute genau um 23:00 Uhr Moskauer Zeit nahm die *S-13* Schussposition ein. Marinesko hatte befohlen, die

Bugtorpedos für den Überwasserangriff klarzumachen und auf eine Tiefe von drei Metern einzustellen. «Feuer!» Auf der *Gustloff* erfolgten hintereinander drei heftige Stöße. Dem Kapitänsteward fiel das Tablett mit der Suppe und den Cognacgläsern aus den Händen. «Hilfe! Wir sinken!» Dieser Schrei setzte sich von einem Deck zum nächsten bis zur Kommandobrücke fort.

Tonnenweise lief Ostseewasser in den Schiffsleib ein, das Unglück war mehr als offensichtlich. Alle hatten nur noch ein Ziel – ihr Leben zu retten. In der ausbrechenden Panik rissen sich Menschen gegenseitig von mühsam erreichten Treppenstufen herunter, trampelten andere zu Boden, stiegen erbarmungslos über noch lebende oder schon tote Körper. Jeder war auf der Suche nach Schwimmwesten. Die Hoffnung lag bei den Funkern, wenn es ihnen noch gelingen konnte, rechtzeitig SOS-Rufe abzusetzen – vielleicht befanden sich einige deutsche Schiffe in der Nähe und konnten helfen.

Unfassbare Szenen spielten sich ab. Eine Hochschwanger lag auf der Geburtshilfestation, als sie das Krachen der Explosionen hörte. Der Geburtshelfer, Marineoberstabsarzt Dr. Helmut Richter, sagte zu der in Schockstarre Liegenden: «Seien Sie ruhig, in einer Stunde ist alles vorbei.» Die werdende Mutter lag unter einer Decke, die Hände zum Gebet gefaltet: «Gott hilf mir ... Gott hilf mir.»

Als ich Ende der Siebzigerjahre Redakteur beim Deutschlandfunk war, traf ich mich mit dem dritten Offizier der *Wilhelm Gustloff* und weiteren Überlebenden, darunter Heinz Schön, um mit ihnen Interviews für eine Sendung zu machen. Schön hatte ein gut dokumentiertes Buch über die *Gustloff*-Katastrophe geschrieben: *Tatsachenbericht eines Überlebenden*. Seit dieser Sendung trage ich die Gewissheit in mir, dass das Los von Flüchtlingen, die es in

kleinen oder größeren Booten aufs Meer hinausgejagt hat, am schwersten ist. Dass man torpediert werden und in eisigen Fluten untergehen kann, hat sich mir als entsetzliches Menschheitsschicksal tief eingegraben.

Für uns Neudecks hatte die eigene Flucht aber erst begonnen. Hat Michail Gorbatschow, der sowjetische Staatslenker, noch beim Staatsjubiläum der DDR am 7. Oktober 1989 in Ost-Berlin gesagt: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!» – dem Honecker-Staat lief gerade das Volk weg –, so hatten wir schon viel früher unser eigenes Lebensmotto kreiert: «Wer zu spät kommt, den belohnt das Leben.»

### Die Rettungsaktion – Schlüsselbilder

Die *Gustloff*-Tragödie hinterließ bei mir einen unauslöschlichen Eindruck. Sicherlich trug er dazu bei, dass ich viele Jahre später einen Frachter charterte, die *Cap Anamur*, um vietnamesischen Flüchtlingen zu helfen. Denn ich hatte begriffen: Flüchtlinge sind ausgesetzte Menschen, im wahrsten Sinne des Wortes: Sie sind Outcasts, sie befinden sich außerhalb der zivilen Ordnung, aber nicht deshalb, weil sie sich freiwillig aus dieser herausbegeben haben, sondern weil sie aus ihr durch eine äußere Macht, einen Krieg, eine Diktatur, eine Naturkatastrophe, hinausgeworfen wurden. Wobei Flüchtlinge, die auf dem Meer in Seenot geraten und verzweifelt versuchen, am Leben zu bleiben, das Flüchtlingsschicksal gewissermaßen zweimal erleiden: Sie werden nicht nur herausgerissen aus allen gesellschaftlichen Bezügen und Schutzmaßnahmen, sie sind zudem elementaren Gefahren ausgesetzt, Naturgewalten, die ihren Untergang bewerkstelligen können. Diejenigen, die nur wenige Stunden mit der *Gustloff* unterwegs waren,

mussten nicht nur gegen Wassermassen kämpfen, durch die Kälte erfroren sie auch.

Heinz Schön hat berechnet, dass die Zeit vom ersten Torpedo bis zum Untergang des Schiffs genau eine Stunde und zwei Minuten dauerte. Trotz des Chaos hingen noch Rettungsboote an den Davits, den Bordwandkränen, es waren sogar Flöße vorhanden. Schön hielt eine Szene fest, die eine solche Macht über mich hatte, dass ich sie bis heute nicht vergessen habe. Er beobachtete einige Männer, die ein unter der Brücke festgezurrtes Floß besteigen wollten. Genau in diesem Moment stürzte ein riesiger Wellenberg heran, hob das Floß, an dem die Männer sich jetzt krampfhaft festhielten, wie eine Spielzeugschachtel hoch und warf es mit roher Kraft gegen die Kommandobrücke. Das war der Moment, von dem an es nur noch hieß: «Rette sich, wer kann.» Um 22:16 Uhr wusste niemand, dass dem Schiff nur noch 120 Sekunden blieben, nicht eine einzige mehr. Keiner konnte in diesem Durcheinander überblicken, wie viele Menschen durch die Detonationen im Maschinenraum gestorben waren.

Vielleicht sind für andere Menschen andere Szenen wichtig. Irene Darnedde, deren Mutter über Bord gegangen war, «hält sich krampfhaft an ihrer Tante fest», so wie wir Neudeck-Kinder uns auf unserer Flucht an der Mutter festgehalten haben. Schön hatte beobachtet, was mit Irene passierte: «Sie will nicht ins kalte Wasser. Doch die nächste Welle erfasst auch sie, reißt sie von der Tante los, und dann spürt sie das Wasser über sich zusammenschlagen.» Erika Vogt, ein anderer Flüchtling, bekam von einer verzweifelten Mutter ein kleines Kind in die Arme gedrückt. Beide wurden von einer Welle erfasst und ins Meer gerissen. Erika Vogt überlebte, das fremde Kind hatte sie dabei verloren. Es sind leider Erlebnisse, die Flüchtlinge immer wieder erleiden, egal in welcher Zeit.

Mittlerweile war der schwere Marinekreuzer *Admiral Hipper* aufgetaucht, der ebenso für den Transport von Flüchtlingen eingesetzt worden war. Er fuhr jedoch unverrichteter Dinge weiter, da der Kapitän befürchtete, ebenfalls torpediert zu werden. Doch das Begleitschiff der *Admiral Hipper*, das Torpedoboot *T36*, blieb an der Unglücksstelle und begann, Rettungsdienste zu leisten.

Heinz Schön beschrieb auch seinen eigenen Kampf mit dem Tod. Nur mit einer Schwimmweste ausgestattet rang der damals Neunzehnjährige in der winterlichen Ostsee ums Überleben. Hunderte von Menschen «treiben neben mir im eisigen Wasser. Sie schreien um Hilfe, klammern sich an Bootsrän­der, kämpfen mit den Bootsinsassen und suchen nach irgendeinem Halt.» Doch die bittere Kälte ließ die Glieder schnell erstarren. «Unter gurgelnden Hilferufen sind Unzählige bereits in den Fluten versunken oder hängen leblos in ihren Schwimmwesten.»

In letzter Minute griff Schön nach einer jungen Frau mit langem, blondem Haar und zog sie neben sich auf ein Floß. Vielleicht eine der Marinehelferinnen? Die junge Frau, die ungefähr in seinem Alter war, wollte ihm offensichtlich etwas sagen. Ihr Mund stammelte nur zwei Worte: «Beten – bitte!» Schön stockte der Atem, als er diese Bitte hörte. Er nahm die Hand der jungen Frau, und dann beteten sie gemeinsam das Vaterunser. «Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden ... Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.»

Der Kapitän des Torpedoboots *T36* ließ Strickleitern herab, aber die Schiffbrüchigen waren viel zu erschöpft, als dass sie diese aus eigener Kraft hätten emporklettern können. Eine vergleichbare Situation erlebte ich in den Achtzigerjahren, auf der *Cap Anamur I* und der *Cap Anamur II*. Die vietnamesischen Flüchtlinge, die sich in völlig

überfüllten Fluss- und Fischerbooten auf das Südchinesische Meer hinausgewagt hatten, waren nach oft über sechzig Stunden, in denen sie sich so gut wie gar nicht bewegen konnten, kaum in der Lage, die Strickleiter zu ergreifen, um an der Bordwand ihres Rettungsschiffs emporzusteigen. Es ist ein bekanntes Phänomen: Hat man sich tagelang nicht bewegt, ist es nicht mehr möglich, die eigenen Beine zu benutzen. Damals waren wir froh, dass wir ein Frachtschiff mit Kränen gechartert hatten, mit denen wir die Flüchtlinge an Bord heraufziehen konnten. An den Kränen hatten wir entsprechende Plattformen angebracht, auf die die Vietnamesen klettern konnten.

Während die Torpedoboote *T36* und *Löwe* mit der Rettung von Überlebenden beschäftigt waren, wurde eine Warnung ausgegeben: Nicht weit entfernt hätte man ein sowjetisches U-Boot gesichtet. Die Rettung der Schiffbrüchigen musste so schnell wie möglich vonstattengehen und immer wieder unterbrochen werden. Vielleicht hätte man ohne diese Bedrohung noch mehr Menschen im Wasser gefunden.

Wie immer bei Katastrophen passierten auch Dinge, die einem den Glauben an die Menschheit (fast) wieder zurückgeben können. In einem der Rettungsboote der *Gustloff* befanden sich rund fünfzig Menschen, fast alles Frauen und Kinder. Plötzlich schrie eine Hochschwangere laut auf, die Wehen hatten bei ihr massiv eingesetzt. Bekleidet mit einem dicken Mantel, zusätzlich eingehüllt in Decken, hatte sie bisher regungslos im Boot gesessen und nur leise vor sich hin geweint. Es war jene einundzwanzigjährige werdende Mutter, die Dr. Richter untersucht und der er tröstend gesagt hatte, in einer Stunde sei alles vorbei – sechzehn Minuten vor dem Massentod. Alle im Boot baten um ein Wunder – und das Wunder geschah. Der Marine-

oberstabsarzt Dr. Richter befand sich in einem Rettungsboot in der Nähe, und man versuchte alles, damit er übersetzt werden konnte. Doch es war zu gefährlich, beide Boote konnten dabei kentern. Doch wieder nahte Hilfe, dieses Mal in Gestalt des Torpedoboots *Löwe*.

In letzter Sekunde holten zwei Besatzungsleute die Schwangere aus dem Boot und brachten sie mit anderen Geretteten unter Deck. Es wurde gefragt: «Ist einer der Geretteten ein Arzt?» Wie es das Schicksal wollte, war Dr. Richter ebenfalls von der *Löwe* gerettet worden, und so fanden der Arzt und die werdende Mutter erneut zueinander. Ihm fehlte alles, was für eine Geburt notwendig war. Er hatte weder eine Zange noch Medikamente noch Verbandszeug. Nur eine Schere wurde gefunden. «Halb kniend, halb liegend, ohne jedes Hilfsmittel, nur mit seinen bloßen Händen entband der Arzt die Einundzwanzigjährige aus Elbing von einem Kind. Es flossen die Tränen, als das Kind seinen ersten Schrei ausstieß. Die Mutter wollte, dass das Kind den Namen Leo bekam, nach dem Torpedoboot *Löwe*, auf dem sie und das Kind gerettet wurden.»

## Der Treck nach Westen

Über das Bekanntwerden der *Gustloff*-Katastrophe gab es bei uns Neudecks unterschiedliche Erinnerungen. Ingrid, meine ältere Schwester, vertrat unbeirrt die Meinung, dass wir die Nachricht erst nach unserer Rückkehr nach Danzig (heute: Gdańsk) bekommen hätten. Ich war der Ansicht, wir hatten alles im Seemannsheim in Gdingen erfahren. Es wird wohl bei diesen beiden Sichtweisen bleiben müssen. Gesichertes Familienwissen ist jedoch, dass jemand aus unserer Bekanntschaft ein Pferdefuhrwerk be-

sorgen konnte, das uns vom Hafen nach Danzig-Langfuhr zurückbrachte, in unser Haus. Eine Flucht mit einem Schiff wurde nicht weiter in Betracht gezogen.

Als wir Kinder kurz nach unserer Rückkehr übermütig und voller Taten- und Bewegungsdrang draußen herumliefen, blieben wir mitten im Spiel wie angewurzelt stehen. Da hing an einer Pappel in der Langen Allee ein Mann an einem Strick, an seinen Beinen, genauer an seinen Füßen, war ein Schild angebracht, auf dem stand: «Ich bin ein Verräterschwein.» Ich konnte noch nicht das Alphabet und bat deshalb meine Schwester, den Text auf dem Schild laut vorzulesen. Ich musste heftig schlucken, als ich ihre Worte hörte. So richtig vermochte ich mir nicht vorzustellen, was dieser Mann verbochen haben sollte. Aber ich spürte, dass die Sache etwas ganz Furchtbares war. An den Gesichtern der Menschen, die an dem aufgehängten Mann vorbeigingen, war Ähnliches abzulesen.

An diesem Tag beschloss unsere Mutter, zu ihren Schwiegereltern nach Oliwa (Oliwa) zu fahren, einem Danziger Vorort, der sich durch eine wunderschöne Bischofskirche auszeichnete. Wir zogen bei unseren Großeltern in der Jahnstraße ein. Aber das Leben wurde immer unerträglicher. Die Front rückte näher, und das machte sich durch nervenaufreibenden Artilleriebeschuss bemerkbar. Flugzeuge besaßen die Russen nur begrenzt, sodass es im Osten weniger Bomberangriffe gab. Eine flächendeckende Zerstörung durch Staffeln von alliierten Bombern, wie das im Westen der Fall war, fand nicht statt.

Wir saßen aber gerade im großelterlichen Haus am Esstisch, als einmal ein Flugzeug über uns hinwegzog, danach folgte ein ohrenbetäubender Knall. In unmittelbarer Nähe hatte der Pilot eine Bombe fallen lassen. Die Wände zitterten, der Boden bebte und die Suppe in den Tellern schwappte auf das Tischtuch. Noch heute sehe ich den

Tisch vor mir, sehe, wie wir alle es auf den wackelnden Stühlen nicht mehr aushielten und in Panik die Treppen hinunter in den Luftschutzkeller liefen.

Dann wurde Danzig von der Roten Armee eingenommen. Was die Erwachsenen damals durchmachten, konnten wir nur an ihren Mienen ablesen, auch an der unserer vielgeliebten Mutter. Die Angst schien um sie herumzuschleichen, und wenn sie schon Angst hatte, dann lief etwas gewaltig schief. Das Spüren einer fortwährenden Furcht ist ein Gefühl, das wohl jedes Flüchtlingskind kennt.

Es kam schließlich die Nacht, in der im Haus meiner Großeltern die Kellertür aufgestoßen wurde, uns zwei, drei Rotarmisten mit vorgehaltener Waffe in die oberen Etagen drängten und «*Uri! Uri!*» riefen. Sie wollten überprüfen, ob sich ein deutscher Soldat bei uns versteckt hielt, noch wichtiger waren ihnen aber die *Uri*, die Uhren, die sie uns abnahmen. Danach wurden wir aus dem Haus gejagt, erst die Frauen, dann wir Kinder. In der Nacht schliefen wir nebeneinander an einer Mauer, die einen Gehweg säumte. Die Nacht war nicht so kalt, dass wir hätten erfrieren können, außerdem trugen wir doppelte und dreifache Kleidung.

Meine Schwester Ingrid hatte noch andere Erinnerungen an diese schlimme Nacht: Ein Soldat wies meine Mutter und eine Tante, die inzwischen auch bei den Großeltern wohnte, in den Keller eines gegenüberliegenden Hauses. Widerstrebend fügten sich die beiden Frauen. Meine Mutter schärfte uns ein: «Wenn jemand kommt und etwas von euch will, dann schreit.» Sie und meine Tante wurden im Keller des anderen Hauses vergewaltigt. Viele Flüchtlingsfrauen werden noch heute auf ähnlich grausame Weise missbraucht, vielfach initiiert von den Schleppern, um noch weitere Gelder einzunehmen.

In der Nacht, in der unsere Mutter und die Tante sexuell misshandelt wurden, haben wir Kinder nicht geschrien, aber in den folgenden Wochen noch häufig. Einmal ertönte in der Dunkelheit eine laute Männerstimme, kurz darauf knallte ein Schuss. Am nächsten Morgen lag jemand tot auf dem Bürgersteig, und wir mussten über den leblosen Körper hinwegsteigen, als wir unseren Weg fortsetzten.

In das großelterliche Haus hatten wir nicht mehr zurückkehren können, irgendwann fanden wir eine Unterkunft in der Siedlung Ludolfine am Rande von Oliva. Das größte Problem war, etwas Essbares aufzutreiben. Auf dem Markt gab es nichts mehr, Geld hatten wir auch keins, und der Vater war immer noch wer weiß wo. An einigen Tagen setzte unsere Mutter uns eine dünne Kartoffelsuppe vor, an anderen nichts weiter als aufgekochtes Kartoffelmehl. Kostbarstes Gut waren ein paar Beutel Gustin (Maisstärke), die wir in der ausgebrannten Oetker-Fabrik ganz in der Nähe organisiert hatten. Hin und wieder begaben wir Kinder uns zur Kaserne der Roten Armee, und zwar direkt zur Küche, wo der Koch, ein sowjetischer Soldat, uns manchmal etwas von dem guten Essen abgab. Der herrliche Geruch, den wir jedes Mal in der Nase hatten, wenn wir dort waren, reizte uns natürlich zum Stehlen. Ging der gutmütige Koch ins Lager, um etwas zu holen, klauten wir einige seiner Fleischklöpfe.

Plötzlich war ein lautes Dröhnen von Kanonen zu hören. Es war der 8. Mai 1945, und wir erfuhren, dass der Krieg zu Ende war. Die Belastungen unseres Flüchtlingslebens hörten damit aber nicht auf. Am 17. Juli trafen die drei großen Siegermächte – die Vereinigten Staaten von Amerika, die UdSSR und Großbritannien – im Potsdamer Schloss Cecilienhof ein. Josef Stalin, Winston Churchill und Harry S. Truman wollten unter anderem über die Umgestaltung des gesamten gesellschaftlichen Lebens in

Deutschland sprechen, ebenso über einen wirtschaftlichen Wiederaufbau. Kapitel XIII des Potsdamer Abkommens – es trat am 2. August 1945 in Kraft – enthielt Bestimmungen zur «ordnungsgemäßen Überführung deutscher Bevölkerungsteile»: Sie zeigen, wie leichtfertig sich die Großmächte über das Leben von Flüchtlingen hinwegsetzen. Deshalb zitiere ich hier aus dem heuchlerischen Text, den unsere Mutter und die Millionen Menschen, die damals auf der Flucht waren und sich um ihr eigenes Überleben und das ihrer Kinder sorgten, nicht kannten: «Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.»

Ein archetypisches Bild von einer helfenden Kirche prägte sich mir ein. Ein Pater der Olivaer Franziskaner kam in Kutte zu uns und zog unter seiner Soutane ein Brot hervor. Für mich war er der heilige Antonius. Es tauchte eine entfernte Verwandte auf, eine Polin, der es jetzt besser ging als den Deutschen. Sie lud uns alle zu einem Butterbrot in ihr Häuschen ein. Es gab auch Szenen mit hilfreichen Rotarmisten, nicht alle waren brutale Vergewaltiger, auf diese Feststellung hat unsere Mutter immer bestanden. Einmal winkte ein freundlich dreinblickender Rotarmist ihr zu. «*Matka*», sagte er und gab gestenreich zu verstehen, dass sie ihm folgen solle. Dicht hielt sie uns Kinder an sich, als wir ein Gartengrundstück erreichten, auf dem ein Proviantzelt aufgebaut war. Der Soldat hob einen leicht zerrissenen Papiersack hoch und bedeutete unserer Mutter, sie solle ihren Rock etwas anheben. Er schüttete ihr den Rest Milchpulver in die Stofffalten, es werden sicher ein, zwei

Kilo gewesen sein. Ohne das Milchpulver, so erzählte unsere Mutter später, wäre Veit nicht durchgekommen.

Im Juli 1945 wurde unser Großvater auf der Straße verhaftet und die Großmutter erst nach ein paar Tagen benachrichtigt. In diesem Schreiben hieß es, ihr Mann sei im Gefängnis gestorben. Das war der Augenblick, in dem wir Oliva verließen. Es machte keinen Sinn mehr, an diesem Ort zu bleiben, niemand konnte sagen, zu welchen weiteren Brutalitäten die neuen Besatzer fähig waren.

Wie hieß es doch im Potsdamer Abkommen? Eine Überführung sollte in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen!

Wir packten das Wenige ein, das wir besaßen. Das Brot wurde geröstet und zu haltbarem Zwieback gemacht, so mussten wir unterwegs nicht zu sehr hungern. Zoppot (Sopot), das Ostseebad, war unser erstes Ziel. Wir schliefen auf Bahnsteigen und in Wartesälen. Im pommerschen Lauenburg (Lębork) erwischten wir das erste Mal einen Zug. Auf dem Bahnhof von Stettin (Szczecin) wimmelte es von Menschen, die alle weiter gen Westen wollten. Hier gab es jetzt eine Grenze zwischen Polen und Deutschland, und der Übergang für den Zug wurde von einem Sowjetsoldaten bewacht, der mit seiner Kalaschnikow herumstand und aufpasste. Kam ein Zug an, ließ er einige Flüchtlinge durch, andere nicht, völlig willkürlich. Uns Kinder hatte er längst durchgewunken, aber unsere *matka* sollte aus dem Zug aussteigen. Dann aber sah er uns Kinder, wie wir riefen und weinten. Er ließ sich erweichen, und unsere Mutter durfte bei uns bleiben.

«Ordnungsgemäß und human» ging es auch danach nicht weiter. Überhaupt werden Flüchtlinge kaum je eine «ordnungsgemäße und humane» Flucht erlebt haben. Etwa zehn Kilometer nordöstlich von Berlin, in Bernau, gab es einen nächsten Halt, ohne dass wir versorgt wurden.

Ziel unserer Flucht war Dessau. Dort vermuteten wir die Schwester unseres Vaters. Dieser letzte Teil der Reise war besonders beschwerlich, da die Eisenbahnbrücke, die über die Elbe führte, zerstört war. So mussten wir an der Elbe entlanggehen, bis wir eine Behelfsbrücke erreichten. Als wir an das Haus von Tante Ina und Onkel Reinhold klopfen, hieß es jedoch, sie wären weiter in den Harz gezogen, nach Duderstadt.

Wir Kinder erlebten Furchtbares, versuchten aber auch zu vergessen. Die ganze Tragweite der politischen Ereignisse, deren Opfer wir waren, bekamen wir nicht mit, dafür waren wir zu klein. Einzig Ingrid speicherte mehr von den grausamen Geschehnissen ab, wohl auch, weil sie einmal dabei war, als unsere Mutter vergewaltigt wurde. Zeit ihres Lebens kam sie nicht darüber hinweg.

Was funktionierte, das war die Wohnungszwangsbewirtschaftung, eine politische Maßnahme, um mit den Millionen von Vertriebenen fertigzuwerden. Durch sie gelangten wir nach Wohlsdorf, einer kleinen Ortschaft in Sachsen-Anhalt in der Nähe von Köthen. Es war meiner Mutter zu ungewiss, gleich wieder aufzubrechen, auch waren wir alle zu sehr erschöpft, sodass sie die zugewiesene Bleibe bei einer herrischen, aber letztlich loyalen Frau, die allein einen Hof bewirtschaftete, annahm. Meine Tante und meine Großmutter kamen woanders unter, zum Glück nicht weit von uns entfernt. Elf Monate blieben wir in dem Ort und lebten unter sowjetischer Besatzung.

Wenige Tage nach unserem Einzug auf dem Hof passierte etwas, was die Bevölkerung der gesamten Gegend dazu brachte, alles stehen und liegen zu lassen, um zu den Eisenbahngleisen zu rennen. Ein Zug mit Luxuswaren, mit «Fressalien», wie wir damals sagten, und Hygieneartikeln war entgleist. Jeder stibitzte sich von den wunderbaren Sachen so viel, wie er nur tragen konnte. Ganz offensicht-

lich waren in dem Zug Güter für die «Goldfasane» gehortet worden – Goldfasane war die Bezeichnung für hohe Nazi-Funktionäre.

Im Mai war ich sechs Jahre alt geworden und hatte damit das Alter erreicht, um eingeschult zu werden. In Wohlsdorf gab es nur eine einzige Schule, und ich entsinne mich noch, wie meine Lehrerin nach unserem Glauben fragte und ich nicht sagen konnte, ob ich katholisch oder evangelisch war. Nach Schulschluss erzählte ich davon meiner Mutter. Sie war ziemlich entsetzt, als sie das hörte. Aber wen hatte bislang meine Religionszugehörigkeit interessiert? Es gab andere Sorgen. Nachdem sie sich wieder beruhigt hatte, sagte sie: «Sollte deine Lehrerin noch mal nachfragen, dann erklärst du ihr, dass du katholisch bist.»

Eines Tages saßen unsere Mutter, wir vier Kinder und ein Ehepaar in einem Zugabteil. Wir wollten in Köthen nach einem Verwandten suchen, der bei den Junkers-Werken gearbeitet hatte. Meine Mutter warnte das Ehepaar vor uns, es sollte uns nicht zu nah kommen, denn wir hätten Läuse. Das Gespräch wurde vertieft, und dabei stellte sich heraus, dass der Mann und seine Frau Verwandte von uns kannten, nicht jene in Köthen, aber die im westfälischen Hagen. Sie wussten sogar – so klein kann die Welt sein –, dass unser Vater nach seiner Entlassung aus der britischen Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zurückgekehrt war und vorhatte, sich nach Hagen durchzuschlagen. In Köthen suchten wir vergeblich nach unseren Verwandten, aber das Zusammentreffen mit dem Ehepaar im Zug ließ meine Mutter erneut aufbrechen. Wir machten uns auf den Weg in den Westen, bereiteten uns auf den Übergang an der «Zonengrenze» vor.

In Hagen erlebten wir eine andere, nicht minder furchtbare Fluchtrealität. Da wir weder meinen Vater noch die Verwandten ausfindig machen konnten, blieb uns nichts

anderes übrig, als uns bei der Flüchtlingsbehörde zu melden. Die ersten drei Wochen lebten wir in Schwerte an der Ruhr in einem großen Heim, das früher ein Ausflugslokal gewesen war, danach erfuhren wir die nächste Zwangseinspeisung. Auf diese Weise gelangten wir in das Haus eines Brauereibesitzers in der Kampfstraße, in dem man uns anderthalb Zimmer zuwies. Vier Jahre wohnten wir in ihnen.

Manchmal verfolgten mich Alpträume, in denen ich Angst um meine Mutter hatte. In diesen Träumen warfen sich die Soldaten der Roten Armee wie Wölfe auf die Frauen. Nach den Massenvergewaltigungen fühlten sich die Opfer extrem elend, einige waren sogar so verzweifelt, dass sie nicht mehr weiterleben wollten. Ingrid hatte immer die Kleidung von Jungen getragen, damit kein Soldat sie als junges Mädchen erkannte. «Wenn wir jetzt sterben, dann sterben wir alle zusammen, nicht wahr?», soll ich meiner Mutter an einem dieser düsteren Tage zugehört haben. Ein Satz, den sicher auch so manches Flüchtlingskind des 21. Jahrhunderts ausgesprochen hat.